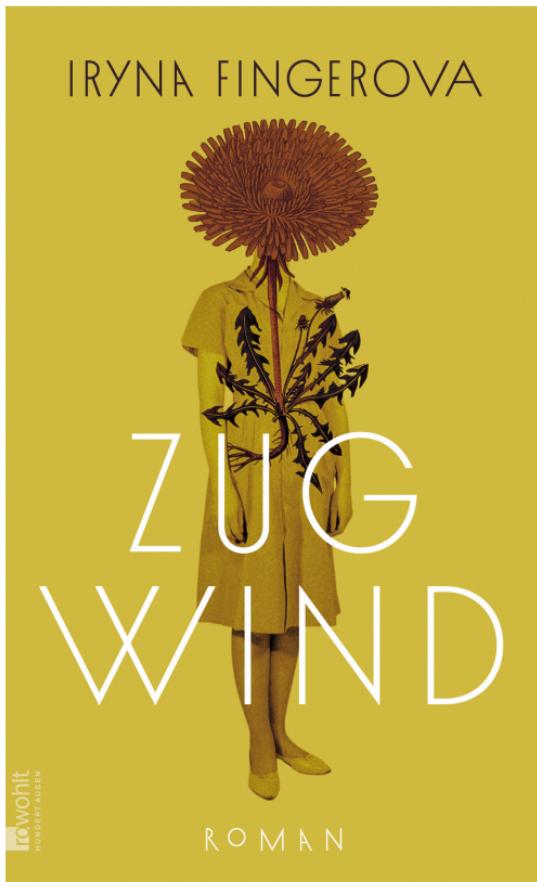


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00800-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Iryna Fingerova

Zugwind

Roman

Aus dem Ukrainischen von Jakob Walosczyk

Rowohlt Hundert Augen

Teile des Romans wurden von der Autorin auf Deutsch
verfasst.

1. Auflage

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Kirchenallee 19, 20099
Hamburg, Februar 2026

Copyright © 2026 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im
Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.
Satz aus der Heldane Text bei CPI books GmbH, Leck
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-498-00800-0

TEIL I

#0

Ich heiße Mira Zehmann.

6 Am 24. Februar 2022, im Alter von 28 Jahren, bin ich endgültig erwachsen geworden.

Wie mir das klar wurde?

Ein Zugwind hat sich in mir eingenistet.

Ich habe eine Tochter, einen Ehemann, ein Zahnimplantat und Cellulite am Hintern. In der Gesäßtasche meiner Jeans steckt, wohin ich auch gehe, eine Schachtel Zigaretten. Dann sind da noch eine Wohnung in der Ukraine und eine Kiste voller Dokumente und Diplome in Deutschland, ein Kalender mit Arztterminen für die ganze Familie und eine Sammlung von Kühlschränkmagneten aus Urlauben, für die ich selbst aufgekommen bin. Ein paar graue Haare und Fältchen um die Augen. Zwei Gedichtbände mit Liebeslyrik. Die Erfahrung eines Umzugs in ein fremdes Land, der völligen Isolation während der Elternzeit in einer fremden Stadt, der Arbeit als Ärztin in einem gottverlassenen Krankenhaus, während drinnen und draußen die Pandemie tobt.

Ich hätte schon längst erwachsen sein können, oder?

Aber ich trug weder solide Klamotten noch eine seriöse Miene.

Ich hielt es für das Dümmlste überhaupt, Angst vor Schmutz zu haben, während man ein Leben lebt, aus dem man sowieso nicht sauber hervorgeht.

Ich glaubte, das Wichtigste, was man einem Kind beibringen muss, ist der Unterschied zwischen Gut und Böse. Und dass es Gerechtigkeit auf der Welt gibt. Und unsere Taten ein Bumerang sind.

Während mein Bumerang – von mir in einem verzweifelten Versuch, wenigstens irgendetwas zu verändern, mit voller Kraft auf den Weg geschickt – zu mir zurückflog, scrollte ich durch meinen Facebook-Feed und sah, wie Frauen ihre Söhne und Töchter begruben. Im Winter 2022 zogen Idealisten in den Tod. Schriftsteller, Ärzte, Journalisten, Ingenieure. Junge, leidenschaftliche, hingebungsvolle Menschen, die mit Geschichten darüber aufgewachsen waren, dass jeder Voldemort am Ende in Flammen aufgeht.

7

Das Leben war auch vorher nicht immer leicht gewesen.

Mich plagten abwechselnd Übelkeit und der glitschige Boden, ich lief auf dünnem Eis oder balancierte auf einem Seil über dem Abgrund, ohne zu wissen, welche Richtung ich einschlagen sollte.

Es kam vor, dass sich mein Leben abrupt änderte, als würde ein Pflaster von der Wunde gerissen. Kurz und schmerzlos.

Aber nie zuvor hatte sich ein Zugwind in mir eingenistet.

Ich konnte mich immer gut von der Realität abschirmen und mir Wärme bewahren, meine Fenster zur Welt waren stets hermetisch abgeschlossen.

Ich putzte die Scheiben, sah klar, aber nie ließ ich zu, dass mir der Wind unter die Haut ging.

Diesmal waren die Fenster mit Reif überzogen, und ich brach mir beim Versuch, ihn abzukratzen, zwei Nägel ab.

Es zog aus allen Ritzen.

Decken, warme Pullover, Umarmungen halfen nicht.

Mein Mann Andrij und ich, wir versuchten uns zu umarmen.

Aber unsere Körper passten nicht mehr zusammen. Und so lagen wir still, jeder ein Puzzlestück in seiner eigenen Schachtel. Rosa konnten wir umarmen, das ging. Und auch zu dritt funktionierte es. So wurden wir wieder ganz, so legte sich der Wind.

8 Ich suchte im ganzen Haus nach der Öffnung, durch die es zog – im Kühlschrank, im Badezimmer, im Schrank. Alle Türen waren fest verschlossen, selbst die Lippen waren zusammengepresst.

Andrij und ich schwiegen (nur Rosa summte «Alle meine Entchen»).

Woher zog es nur?

Dann begriff ich.

Der Zug saß zwischen meinen Schlüsselbeinen. Da, wo ich mir einst das Symbol für Unendlichkeit hatte stechen lassen. Da, wo die Lieder meiner Jugend waren, die Sprache, die ich mein Leben lang gesprochen hatte und jetzt nicht mehr sprechen konnte (ein Glück, dass ich mit zwei Sprachen groß geworden war), die Bücher, die ich las, die Filme, die ich sah, die Ideale, die sich als eine Handvoll Staub entpuppten, die Erzählungen, auf denen meine Identität aufgebaut war. All das war verschwunden, übrig blieb ein Vakuum. Menschen, die ich kannte, fielen der Propaganda zum Opfer. Menschen, die ich nicht kannte, schrieben zu den Bildern aus Butscha, sie seien gefaked.

Das Haus in Odesa, das mir Schutz vor Misserfolgen bot, war nun selbst auf den Schutz der Flugabwehr angewiesen.

Seit ich mich in Deutschland und im sozialen Koma befand, hatte ich immer gewusst, dass ich zurückkehren konnte. Das gab mir Kraft, jedes Mal, wenn mich der Kassierer im Supermarkt nicht verstand, die Schaffnerin im Zug oder der Prüfer

bei einer dieser verdammten Prüfungen, die ich ablegen musste, um hier als Ärztin zu arbeiten.

Am stärksten zog es, wenn ich mich an den Schreibtisch setzte und versuchte, einen Text zu schreiben. Ich bin doch Poetin. So habe ich mich jedes Mal beschrieben, wenn ich mich auf einer Dating-Website registrierte. Poetin. 1,63 groß, 50 Kilo schwer, pechschwarze Augen. Die Worte gehorchten mir nicht, unbeholfen zerstoben sie vor meinen Augen.

9

Lesen ging auch nicht mehr.

Ich färbte mir die Haare dunkel. Was machte es schon, dass ich älter aussah? Meine Haut wirkte wächsern, die Handgelenke waren blau – besser weniger rauchen. Aber was sollte ich machen, wenn das langsame Entweichen des Rauches durch meinen Mund das Highlight des Tages war?

Ich ließ mir einen Bob schneiden. Kaufte mir bei Rossmann einen Lippenstift in Bordeauxrot. Begann, meine Augen mit schwarzem Eyeliner zu betonen. Wie hundert Jahre zuvor als Teenager. Ich versuchte, durch Äußerlichkeiten die Überreste meines früheren Ichs an die Oberfläche zu locken.

Es klappte nicht.

Ich sah in den Spiegel – ein Schatten. Ein osteuropäischer Schatten ohne feste Adresse und Vergangenheit.

Im Februar 2022 arbeitete ich auf einer Covid-Station. Andrij ebenfalls.

Ich weiß noch, wie ich damals einfach aufhörte, Handschuhe zu tragen, wenn ich Patienten Blut abnahm. Was machte es schon für einen Unterschied? Wenn ich mich ansteckte, würde es auch nicht schlimmer werden. Obwohl es eigentlich immer noch schlimmer geht.

Das lernte ich ziemlich schnell.

Wir planten unseren Umzug in eine größere Stadt, unsere Zweizimmerwohnung war vollgestellt mit Sachen.

Meine Eltern kamen ein paar Wochen vor dem Überfall zu Besuch. Und blieben. Sonst wären sie nie weggegangen.

Wir quartierten sie bei Nachbarn ein.

Ich bat den Leiter der Klinik, in der ich arbeitete, Verbandsmaterial zu sammeln. Eines Samstags kam er mit einigen Kisten bei uns vorbei. Mein Mann fuhr mit dem Auto an die polnisch-ukrainische Grenze und übergab sie Freiwilligen. Überall waren Autos mit deutschen Kennzeichen.

Die Menschen kamen mit Privatautos und sammelten die Leute ein, die aus den ukrainischen Bussen stiegen. Lauter Frauen mit Kindern. Mein Mann nahm meine Freundin Vira und ihren kleinen Sohn mit, außerdem noch eine Cousine mit ihren zwei kleinen Kindern. Wie sie wohl alle in unser kleines Auto gepasst haben?

Der Zugwind, der sich in mir breitgemacht hatte, machte keine Anstalten, sich zu beruhigen. Die Fenster und Türen schlugen. Sie weckten die Kinder auf!

Ich weiß noch, wie ich Teller kaufte, denn wir hatten zu wenige davon. Dann ging die Spülmaschine kaputt, und ich brach in Tränen aus. Ich hatte nicht geweint, als ich mit meinem Bruder sprach, als Andrij mich um fünf in der Früh weckte, um zu sagen, dass Russland die Ukraine überfallen hatte, auch nicht, als seine Cousine meine Unterhosen borgte, weil sie es nicht geschafft hatte, welche einzupacken. Und ebenso wenig, als sich eine Woche nach dem Überfall herausstellte, dass mein Vater dringend operiert werden musste, als er später, nach der OP, delirierte und ins Telefon schrie, er werde alle totschlagen. Das fand ich noch irgendwie lustig. Dafür brach ich in Tränen aus, als die Scheißspülmaschine den Geist aufgab und das

Spülwasser mir unter die nackten Fußsohlen lief. Und in dem Moment verspürte ich eine brennende Schuld – wie konnte ich vor Leuten, die vor dem Krieg geflohen waren, weinen? Dann wischte ich mir die Tränen ab und ging in einen Laden Spülmittel kaufen.

Und Deos für unsere Gäste.

Handcreme.

11

Shampoo.

Labello.

Die Mädels hielten sich wacker.

Wechselten sich beim Kochen ab.

Jemand enteiste sogar den Kühlschrank, an dessen Rückwand ein ansehnlicher Brocken Eis klebte. Mir war er gar nicht aufgefallen.

Wir gingen alle zusammen auf den Spielplatz.

Der März meldete sich mit aller Heftigkeit, es roch betörend nach Frühling, ein frischer Wind zerzauste das Haar. Sorglose Eltern jagten ihren Kindern nach. Woher hatten die so viel Kraft?

«Schau mal, ein Flugzeug!», sagte ich zu Rosa auf der Schaukel, als ich ihr Anschwung gab, «da oben, im Himmel!»

Rosa klatschte in die Hände.

Olja, die Cousine meines Mannes, schaukelte nebenan ihre zweijährige Tochter Taja.

«Schau mal, mein Liebling», sagte sie.

Jetzt sah Taja das Flugzeug auch.

Und ein Zittern fuhr durch ihren kleinen Körper.

So etwas hatte ich noch nie gesehen.

Sie waren aus Mykolajiw gekommen. Dort hatten sie eine Woche im Keller gesessen.

Mit einem Mal wurde es kalt, der Himmel verfinsterte sich,

er schrumpfte. Ein Luftzug machte, dass sich die Härchen auf meiner Haut aufrichteten. Nun erzitterte auch ich.

«Wir müssen heim», sagte ich.

Einige Tage später rief Vira mich während der Arbeit an.

Ich hatte eben die Visite beendet und saß im Ärztezimmer an der Dokumentation, als ich sie ins Telefon schreien hörte.

12

«Was ist?»

«Meine Zahnbürste riecht nach Zwiebel! Und ich esse keine Zwiebeln, verstehst du, was das heißt?» Ihre Stimme überschlug sich.

Bei uns in der Wohnung herrschte komplettes Chaos, überall Koffer, ein Haufen Leute, Rosa steckte mitten in ihrer Dreijährigenkrise, und Sascha, Viras Sohn, Sascha also nässte sich ein, wenn er ein lautes Geräusch hörte. Olja und die Kinder waren, Gott sei Dank, inzwischen bei Nachbarn untergekommen; sie hatten sie für ein paar Wochen bei sich aufgenommen. Mein Mann und ich gingen um halb sieben aus dem Haus, um Rosa noch im Kindergarten abzuliefern. Vor dem Badezimmer bildete sich eine Schlange. Rosa wurde hysterisch, wenn ich versuchte, ihr die Schuhe anzuziehen ... Da konnte ich mir gut vorstellen, dass Andrij sich die Zähne mit der falschen Zahnbürste geputzt hatte.

«Das tut mir leid.» Mein Kopf begann zu pochen. «Kann ich irgendwas tun?» Warum in aller Welt rief die mich auf der Arbeit an? ... In mir brodelte es.

«Tut mir leid.» Sie war wieder ruhig. «Es ist nur», sagte sie tränenerstickt, «dass hier nichts mir gehört. Ich hab nix Eigenes mehr.»

Da kam ein so heftiger Windstoß, dass die Patientenakten vom Tisch wehten. Der Zugwind hatte mich also auch am Arbeitsplatz gekriegt.

Am nächsten Tag erfuhr ich, dass ich Covid hatte.

Ich war froh, denn so konnte ich mich in aller Ruhe damit beschäftigen, Olja, Vira, meine Eltern und eine Nachbarin aus Odesa, die aktuell noch in einer Gemeinschaftsunterkunft lebte, bei der Ausländerbehörde zu registrieren. Und einer Freundin zu antworten, die an der ukrainisch-polnischen Grenze stand und wissen wollte, ob ich jemanden gefunden hatte, der sie und ihr zwei Monate altes Kind bei sich aufnehmen würde. Und Krankenhäuser per Mail um Spenden zu bitten. Vielleicht hatte ja jemand veraltetes technisches Gerät rumstehen oder abgelaufenes Verbandsmaterial vorrätig? Einen Apotheker anzurufen, dessen Frau aus der Ukraine war, und zu klären, ob wir die Spenden bei ihnen lagern könnten. Und die Vorsitzende eines Wohltätigkeitsvereins aus Odesa, für den die gesamte Expat-Community der Stadt N. sammelte. Ich mochte es nicht, wenn am Tag Minuten frei blieben.

13

Mochte nicht denken und fühlen. Handeln mochte ich.

Eines Abends saß ich im Flur; das Licht war ausgeschaltet, um die Kinder, die in den Zimmern schliefen, nicht zu wecken; in der Küche waren mein Mann und meine Freundin, für mich war nirgendwo Platz. Da merkte ich, dass ich am Erstickern war.

«Du hyperventilierst», sagte Andrij gelangweilt, als ich in Panik in die Küche stürmte. «Fast wie in der guten alten Notaufnahme. Atme da rein.» Und er hielt mir einen schwarzen Müllbeutel hin.

Ich wurde so wütend, dass es mir gleich besser ging.

Vira umarmte mich.

«Wollen wir einen Film ansehen?»

«Im Flur?»

«Und wenns schon?»

Später am Abend bekam ich die Anfrage, für eine Zeitung über den Krieg zu schreiben.

Aber die Wörter gehorchten mir nicht mehr, wenn ich ihnen nahe kam, stoben sie auseinander wie Kakerlaken in einer nächtlichen Küche.

«Ich schreibe was, wenn ihr mir erlaubt, zu einer Spendenaktion für Tourniquets aufzurufen», gab ich zur Antwort.

«Dann mach.»

So verwandelte ich die Stümpfe meiner sinnlosen Wörter in Bandagen und Okklusivverbände.

So verspürte ich zum ersten Mal wieder Kraft.

Und die Wörter gehorchten mir wieder. Und ich ihnen.

Dann zogen wir um, fanden Wohnungen für Olja und Vira, ganz in der Nähe von uns, kauften den gelben Ikea-Sessel, den ich mir so lange gewünscht hatte. Ich trank darin Rotwein, obwohl der mir Kopfweh macht, und versuchte, *Die Banalität des Bösen* zu lesen.

Ich konnte mich kaum konzentrieren.

Der Sessel passte farblich perfekt zu den Vorhängen.

In der Wohnung wurde es so gemütlich, dass es zum Heulen war.

Zum Heulen und Pringles-Essen. Onion oder Cheese.

Knabbern, bis es besser wird.

Ich hatte gedacht, der Zugwind würde im alten Haus zurückbleiben. Die knarrende Tür und die hölzernen Fenster waren schließlich auch zurückgeblieben, aber er kam mit.

Ich machte alle Türen zu, ärgerte mich furchtbar, wenn eine von ihnen einen Spalt weit offen stand, prüfte vor dem Ein-

schlafen dreimal, ob der Schlüssel in der Eingangstür steckte, stopfte mir Wachsstopsel in die Ohren, aber es half nichts!

Diese neue, fragile Welt, in der keine der alten Stützen übrig war, kam mir so leer vor. Was mich rettete, war die Arbeit.

Hätte ich nie für möglich gehalten.

15

Wir fanden für Rosa eine neue Kita, und eines Tages ging ich zu einer Grillparty, um andere Eltern kennenzulernen.

Dort kam ich mit Frau Meer ins Gespräch, deren Tochter in dieselbe Kita ging, allerdings in eine andere Gruppe.

«Du bist auch Ärztin? Du siehst so jung aus!», sagte sie zu mir.

«Ja, ich überlege gerade, ob ich nicht in die Psychiatrie soll, vielleicht im Krankenhaus P.»

«Ist das dein Ernst? Das sind doch Arschlöcher! Glaub mir, ich kenne die Leute da! Und die Nachtdienste. Warum kommst du nicht zu uns? Ich habe eine Praxis. Mit einer großartigen Kollegin! Hast du dir mal überlegt, Hausärztin zu werden?»

«Ich bin für alles offen», gab ich zurück und fühlte, wie der Zugwind den Saum meines Kleides hob.

Ich musste es festhalten, um nicht mit meiner Unterhose zu glänzen.

Drei Wochen später war ich zum Vorstellungsgespräch da.

Es war Sommer, ich trug ein orangefarbenes Kleid, Schuhe mit Absätzen und eine rosafarbene Sonnenbrille. Passend zu meinen Fingernägeln.

Eine Maniküre ist eine Lappalie, aber sie half mir, Haltung zu bewahren. Rosa Nägel, rote Nägel, schwarze Nägel – wenn mir alles aus den Händen glitt, blieb mein Blick an meinen

Nägeln hängen, und da erinnerte ich mich daran, dass es Dinge gab, die ich immer noch unter Kontrolle hatte. Vielleicht waren in Kyjiw gerade deshalb, allen Luftangriffen zum Trotz, jeden Tag die Cafés und Schönheitssalons geöffnet. Maniküre und Caffè Latte mit Pinienkernen. Das hat es sogar zu einem Meme gebracht.

16 So feiern Menschen die Normalität, so halten sie sich an sich selbst fest.

«Bei uns gibt es eine sehr besondere Klientel», warnte mich Frau Erde, die Kollegin von Frau Meer. «Sie sollten sich überlegen, ob Sie damit klarkommen. In unserer Gegend leben viele Menschen mit Suchterkrankungen. Außerdem bin ich auch Psychiaterin, daher kommen Menschen mit psychischen Problemen zu uns. Aber so wild ist es nicht ...»

«Ich komme aus Odesa», sagte ich. «Und ich bin in den Neunzigern geboren. Ich habe einiges gesehen.»

Nein, deutsche Drogenabhängige schreckten mich nicht. Außerdem bin ich Voyeurin und liebe es, in fremde Leben zu blicken!

Wir vereinbarten, dass ich ein paar Tage hospitierte, um zu sehen, wie alles ablief.

Frau Meer ist jung und klug, stark und verletzlich zugleich. Drei Kinder und eine eigene Praxis haben sie in der Kunst des Zeitmanagements geschult. Wie viele Patienten auch kommen, sie dokumentiert alles strukturiert und macht pünktlich Schluss.

Sie hat blaue Augen, blaue Adern auf den Handrücken und einen blauen Pullover.

Sie lächelt mit dem ganzen Gesicht, nicht nur mit dem Mund, und sie weiß, wie man eine Sprechstunde mit einem Gedanken beendet, der hängen bleibt. Den es weiterzudenken lohnt.

Frau Erde kann einem einzelnen Patienten auch mal zwei Stunden widmen, wenn sie sieht, dass er jemanden zum Reden braucht. Sie blendet dabei aus, dass draußen noch zehn weitere warten. Wenn diese zu murren beginnen, tritt sie vor die Tür, lächelt und sagt, Warten gehöre zum Leben.

Sie trägt eine Halbbrille wie Dumbledore und nickt auf eine Art, dass man sich willkommen fühlt.

Ihre bloße Anwesenheit heilt.

17

Ich sagte sofort zu.

In einem Fachgeschäft probierte ich einen weißen Kittel an. Schneeweiß, mit hohem Kragen und tiefen Taschen. Knöpfe statt Reißverschluss. Perfekt!

Die Verkäuferin klatschte begeistert in die Hände. «Er steht Ihnen wunderbar! Werden Sie als Krankenschwester arbeiten?»

Ich ignorierte die Frage und bat um eine passende Hose. Wenn schon, dann richtig!

Ich kaufte mir orangefarbene Chucks, um nicht zu vergessen, wer ich war, und eine Brille ohne Stärke, um die Wahrheit klarer zu sehen.

Ich war also bereit für die Verwandlung.

Krise überstanden, und weiter geht's!

Doch als ich meine Hände tief in die Taschen steckte, sah ich meine Finger hindurchscheinen.

Sie waren löchrig.

Der Wind pfiff aus mir hinaus.

Er fand immer wieder neue Stellen.

Ich kaufte den Kittel trotzdem.

Auf dem Heimweg ging ich in mein Lieblingscafé Dorian in der Stadt N. Dort gab es Flat White und WLAN.

Ich öffnete den Google-Translator und suchte die Wörter für «Nadel und Faden».

Lustig, dass ich nur die Wörter kenne, die ich benutze. So ist die Welt, in der wir leben.

18

Begrenzt durch unseren Fokus.

Eine Blase aus Seife und Mythen.

Ich musste die Taschen zunähen und lernte dabei das Wort Nadel. Aber was machen Menschen, die nie Löcher haben, nicht in den Taschen und nicht im Weltbild?

Woher nehmen sie neue Wörter? Woher schöpfen sie kritische Gedanken?

Ich lernte das Wort Nadel, gab drei Euro aus (der Fingerhut war inklusive, aber ich benutzte ihn nicht), stach mir in alle Finger, erinnerte mich daran, dass Blut salzig schmeckt,leckte über meine aufgesprungenen Lippen, rau wie Sandpapier, und entschied, die Brille ohne Stärke wegzuwerfen.

Ich sehe die Wahrheit auch ohne sie.

Jeder sieht sie, wenn er hinschaut.

Man darf nur nicht wegsehen.

Das ist gut für die Haltung, gut fürs Weltbild, gut für die Augen, besser als eine blöde Brille.

Ich nähte die Taschen zu und trat meine neue Arbeit an.

Die ersten Wochen zogen schnell vorbei, wie Zugvögel am Himmel. Sie ziehen Kreise, gruppieren sich, tun, was sie wollen, aber am Ende erreichen sie doch den Süden.

So fügten sich auch meine Tage, dem Chaos zum Trotz, zu einem neuen Lebensrhythmus.

An einem Donnerstag – oder vielleicht war es ein Dienstag –

steckte ich wieder meine Hände in die Taschen. Bis dahin trug ich sie vor der Brust verschränkt. Kampfbereit.

In den Taschen war so viel Platz.

Und dann begann ich, Geschichten in meine Taschen zu stopfen. Geschichten, Krümel, Steine.

Welchen Waschgang nimmt man, damit Geschichten nicht ausbleichen? Sollte man den Kragen und die Manschetten bügeln, um ordentlich und liebenswürdig auszusehen, um den Erwartungen anderer zu entsprechen? Ist Bleichmittel okay, oder können die Flecken bleiben – Blut, Eiter, Spuren von Kulis und Radierern? Auf jeden Fall muss man ganz vorsichtig sein, damit die Geschichten nichts abbekommen.

19

Geschichten aus der rechten und aus der linken Tasche.

Geschichten von Krankheit und Heilung.

Geschichten, von denen sich der Zugwind legte.

#1

20

An meinem dritten Tag in der Arztpraxis von Frau Meer und Frau Erde kam eine Patientin aus Lwiw, die im Internet einen Hausarzt in der Nähe gesucht hatte.

Sie hatte Glück. Ich sprach Ukrainisch mit ihr, und weil ich die üblichen Abläufe noch nicht verinnerlicht hatte, nahm ich ihr Blut ab und machte ein EKG, anstatt ihr einen Termin in einem Monat zu geben.

Brustschmerzen, die in die Schulter ausstrahlten. Seit fünf Jahren. Mit dem Enthusiasmus und der Paranoia einer unerfahrenen Ärztin entschied ich, einen Infarkt auszuschließen. Die Patientin war zufrieden. Die Arzthelperinnen weniger.

Zwei Wochen später reichte die Warteschlange über den gesamten Hof und bis zum Tor, das auf die Straße hinausführte. Der Hof ist groß, das heißtt, es standen ungefähr zwanzig Leute an. Und das früh um acht.

Die Zahl der ukrainischen Patienten wuchs exponentiell an. Sie tauchten zu den Stoßzeiten auf, als kämen sie zu sich nach Hause, erfanden akute Beschwerden, um mir dann augenzwinkernd zu bekunden, dass der Durchfall nur ausgedacht war, um schneller an die Reihe zu kommen.

Sie kamen mit Kleinkindern, Katzen, komplizierten Anträgen vom Sozialamt in deutscher und Todesbenachrichtigungen in ukrainischer Sprache.

Sie kamen mit Unverständnis darüber, dass ich keine

Kinderärztin bin, und Angeboten, eine Torte nach Kyjiwer Art für mich zu backen.

Kamen mit Knochenbrüchen, Zahnschmerzen, Panikattacken.

Kurzum: Sie kamen, weil sie reden wollten.

Nicht unbedingt mit mir. Manchmal wurde der therapeutische Effekt schon durch eine Unterhaltung im Wartezimmer erreicht. Es tut immer gut, zu sehen, dass es anderen Leuten schlechter geht als einem selbst.

21

Mit der Zeit lernte ich, an den Beschwerden zu erkennen, aus welcher Stadt die Patienten stammen. Nach einem Monat verstand ich: Eine junge Frau von schwächlicher Statur, die weder schlafen noch essen kann, stammt mit hoher Wahrscheinlichkeit aus Cherson. Eine Frau über sechzig, die zum ersten Mal in ihrem Leben über plötzlich auftretende Angstzustände klagt, stammt mit hoher Wahrscheinlichkeit aus Charkiw. Eine Vierzigjährige, die siebzehn Kilo abgenommen hat – und das nicht infolge von Diabetes oder Krebs –, stammt mit hoher Wahrscheinlichkeit aus Donezk und hat jemanden verloren.

Es kamen unterschiedliche Leute.

Ich fragte immer auf Deutsch: «Ukrainisch oder Russisch?» Vielen war es egal, die ukrainischsprachigen Patienten freuten sich und erzählten dann oft, wie sie letztens bei einem russischen Hausarzt gewesen waren, der sie Nationalisten genannt und gebeten hatte, nicht Ukrainisch zu sprechen, sondern «was Normales». So was kann in N. leicht passieren. Viele der Ärzte sind in den letzten dreißig Jahren aus Russland hierher ausgewandert und leben bis heute in ihrer bequemen sowjetischen Realität, in der es noch Eis für fünf Kopeken und Verbannungen nach Sibirien gibt. Eine Patientin aus

Iwano-Frankiwsk erzählte mir, wie eine auf den ersten Blick sehr anständige Gynäkologin begonnen hatte, die russische Nationalhymne zu summen, während sie bei ihr einen Abstrich nahm.

Ukrainer aller Alters- und Berufsgruppen, Konfessionen und Überzeugungen kamen in der Hoffnung auf Vitaminmangel oder eine Überfunktion der Schilddrüse.

In der Hoffnung, eine Tablette würde ihr Leben ein klein wenig erträglicher machen.

Frau A. brach in Tränen aus, kaum dass sie Platz genommen hatte. «Ich bin mit allem zu spät dran, komme mit überhaupt nichts hinterher, mein Kind ist im Kindergarten, ich bin im Deutschkurs, aber ich kann mir nichts merken, mit mir stimmt irgendwas nicht, ich bin blöd, bitte untersuchen Sie meine Schilddrüse.»

Bei genauerer Betrachtung stellte sich heraus, dass die Kurse sehr intensiv waren. Fünf Stunden jeden Tag. Außerdem war ihr Kind ständig krank, der Mann wollte an die Front, sie schlief schlecht. Wenn die Deutschlehrerin einen Test austeilte, bekam Frau A. Herzrasen und einen trockenen Mund.

«Wollen Sie überhaupt hierbleiben?», fragte ich. «Wozu brauchen Sie Deutsch?»

«Natürlich nicht, ich denke, im Sommer fahren wir heim, wir bleiben nicht, ich will nicht.»

«Dann betrachten Sie den Kurs doch einfach als Zeitvertreib und Möglichkeit, Kontakte zu knüpfen.»

Frau A. war verwundert, sie hatte erwartet, ich würde sie schelten. Das sagte sie auch gerade heraus. Das alte postsowjetische Trauma – die ganze Zeit drauf warten, dass dir irgendwer sagt, was gut für dich ist. Mit ihrer Schilddrüse war alles in Ordnung, aber die Krankschreibung half trotzdem.

Frau B. kam mit einem anderen Anliegen.

«Ich will meinen Mann nicht, auf andere Männer hätte ich schon Lust, aber ihn kann ich nicht ertragen», sie machte eine Pause. «Ich weiß, so was sollte man nicht sagen, andere Frauen sind von ihren Männern getrennt, ihnen geht es schlecht, aber wir leben an der Grenze zu Polen und sind am ersten Tag des Krieges weg, so sind wir also zusammen. Er will es die ganze Zeit, ich kann einfach nicht mehr! Doktor, tun Sie was. Meine Frauenärztin aus der Ukraine hat mir über Instagram geschrieben, dass so etwas von der Schilddrüse kommen kann.»

23

Mit ihrer Schilddrüse war alles in Ordnung, aber es stellte sich heraus, dass ihr Mann sie schlug.

Eine Unterfunktion der Schilddrüse hatte Frau C. aus Nikopol, obwohl sie überzeugt war, dass es eine Überfunktion war, denn ihr Herz schlug wie wild, immer, wenn sie die Nachrichten las. Nikopol wurde jeden Tag beschossen, ihre Mutter und Schwester waren noch dort.

Es kamen unterschiedliche Leute, aber alle wollten das Gleiche. Nennen Sie uns einen handfesten Auslöser! Warum geht es uns so schlecht? Wie sollen wir weiterleben? Schenken Sie uns eine Diagnose, geben Sie uns etwas, wogegen man ankämpfen, was man kontrollieren kann. Oft zitierte ich den Psychiater Viktor Frankl und sagte: «Eine abnormale Reaktion auf eine abnormale Situation ist ein normales Verhalten.»

Ich gab den Leuten zu verstehen, dass es in Ordnung ist, sich wegen der eigenen Machtlosigkeit wie gerädert zu fühlen. Antidepressiva und Beruhigungsmittel verschrieb ich beinahe so oft wie Ibuprofen. Viele Patienten schämten sich dafür, dass es ihnen so dreckig ging. Fallen mir die Haare etwa wegen des Krieges aus? Augenringe, Kraftlosigkeit, dass ich gestern mein Kind geschlagen habe – kommt das alles wegen des Kriegs?

Und warum bin ich jede Woche erkältet? In Kyjiw gingen die Kleinen auch in den Kindergarten, und alle waren gesund. Und das ständige Sodbrennen? Und warum schwankt mein Blutdruck so, warum werde ich nachts davon wach, dass mir das Herz aus der Brust springen will? Ich bin ein Wrack und das hat mit dem Krieg gar nichts zu tun, prüfen Sie mein Hämoglobin.

Ganz besonders schämten sich die Männer.

Ich bin nicht im Krieg und nicht in den besetzten Gebieten, hier herrscht Frieden, eigentlich sollte ich arbeiten, stattdessen krieg ich Bürgergeld und laufe von Arzt zu Arzt.

Die Menschen unterschätzten die Anstrengung, die es kostet, in einer vollkommen neuen Realität zu überleben.

Flucht ist keine Urlaubsreise. Flucht ist der Versuch, sein ganzes Leben in zwei Koffer zu zwängen und dabei um der Kinder willen so zu tun, als wäre alles okay. Flucht ist die vollkommene Abhängigkeit von anderen Menschen und von der Bürokratie.

Die Leute haben mehr Angst vor dem Jobcenter als vor Leukämie. Bei einer Vorsorgeuntersuchung nahm ich einem älteren Mann Blut ab und war erschrocken über die Werte. Ich überwies ihn zum Hämatologen und erklärte seiner Frau und ihm, warum es wichtig war hinzugehen. Sprach mit ihnen darüber, dass er möglicherweise unter einer chronischen Entzündung leide und man den Entzündungsherd finden müsse. Sprach mit ihnen über mögliche Ursachen. Beide waren merklich nervös, und ich bereute schon, sie mit den vielen Informationen überfordert zu haben. Aber dann stellte sich heraus, dass ihre Nervosität einen anderen Grund hatte.

Am nächsten Tag hatten sie einen Termin im Jobcenter.

Mit Tränen in den Augen baten mich Menschen darum,

ihnen Antibiotika zu verschreiben, weil sie die Kurse, die der Staat für sie bezahlt, nicht verpassen wollten (und natürlich auch deswegen, weil man in der Ukraine Antibiotika ohne Rezept bekommt und viele Leute sich daran gewöhnt haben, sie wie Bonbons zu essen).

Die Menschen kamen, weil sie wissen wollten, warum es ihnen so schlecht ging, hofften aber insgeheim darauf, dass ich ihnen sagte, mit ihnen sei alles in Ordnung.

25

Selbst die am schlimmsten chronisch Kranken, die jahrelang auf Lungenemphysem, Tbc oder ihr angegriffenes Herz gepfiffen hatten, kamen nun in die Sprechstunde. Zum Teil, weil umsonst sogar Essig schmeckt und für die Krankenversicherung nicht sie selbst zahlten, sondern der Staat. Zum Teil, weil sie fürchteten, dass ihnen die Medikamente ausgingen, und man in Deutschland nicht einfach in die Apotheke marschieren und Antibiotika und Beruhigungsmittel kaufen kann. Zum Teil, weil sie hören wollten, dass der Tod für den Moment noch am anderen Ufer wartete. Dass sie in der nächsten Zeit nicht sterben würden. In einem fremden Land. Ohne von den Angehörigen Abschied zu nehmen.

Es kamen unterschiedliche Leute, manche mit Geschlechtskrankheiten, manche mit der heiligen Dreifaltigkeit: Bluthochdruck, Diabetes, Herzschwäche; andere brachten eine psychiatrische Anamnese mit, länger als manche Lebensbeschreibung, noch andere hatten eine seltene Autoimmunerkrankung oder einen Gendefekt, aber der *Status praesens* war bei allen der selbe: Krieg.

Beinahe alle hatten irgendwen oder irgendwas in der Ukraine zurückgelassen. Die alte Mutter, den behinderten Bruder, die Katze, die nicht mitkonnte, weil im Tragetuch ein Kleinkind steckte und die beiden Arme für den Älteren und den Koffer

reserviert waren. Das gerade erst renovierte Haus, Arbeit, Dokumente, Verliebtheit, Jugend, Gräber von Angehörigen, Hypotheken ...

Man begriff nicht so schnell, wie man rannte. Und auch später war keine Zeit, um zu begreifen, denn es galt, zu überleben, anzukommen, einen Platz zum Schlafen zu organisieren, Papierkram zu erledigen, die Kinder in den Kindergarten oder die Schule zu geben, eine Wohnung zu finden, Möbel, einen Kinderarzt, Asthmaspray für den Jüngeren und Schimmelentferner für die Wände. Alles in einer fremden Sprache, in einer fremden Alltagsrealität.

Wo sollte man da noch begreifen und musste man das überhaupt, begreifen?

Begreifen stand auf Pause.

Es stand auf Pause und war irgendwo drinnen verstaut. Viele Ukrainerinnen und Ukrainer rennen noch immer und können nicht anhalten.

Sie rennen vor der Vergangenheit davon und vor der Zukunft, vor der Angst, dem Krieg und seinen Folgen, vor den unumgänglichen Entscheidungen und auch davor, die Katastrophe anzunehmen.

Mit einem Bein in der Ukraine, mit dem anderen in Deutschland. In zwei Realitäten gleichzeitig.

Am Morgen – Schule in Deutschland, am Abend – in der Ukraine. Was denn sonst?! Das Kind war auf dem besten Weg zu einem Abschluss mit Auszeichnung, da schmeißt man nicht einfach hin.

Am Morgen – Deutschkurs, am Abend – Studium online. Was denn sonst?! Ich bin im letzten Jahr meines Medizinstudiiums.

Am Morgen – skypen mit dem Ehemann (wenn er Strom

hat), am Abend – Heiligabend mit den deutschen Nachbarn und Versuche, mit Gesten zu erklären, was eine Kutja ist.

Am Morgen – Vorstellungsgespräch im Pflegeheim (sie stellen schon mit Deutsch auf B1-Niveau ein), am Abend – hysterische Anfälle, weil der Mann das Kinderbett an Freunde verschenkt hat.

Am Morgen – Tränen und Kämpfe mit einer Fünfjährigen, die nicht in den deutschen Kindergarten will, am Abend – ukrainischer Chor und Probe für ein Konzert, bei dem Geld für die Ukraine gesammelt wird. 27

Es heißt, am Morgen ist man klüger als am Abend. Aber was soll man machen, wenn Morgen und Abend im Clinch liegen?

Zur Hausärztin gehen.

Nicht wegen der Tabletten, *wegen der Hoffnung*.